

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe lesende Brandenburger

Als Annett Gröschner im Frühjahr 1999 Stadtschreiberin in Rheinsberg war, habe ich an der Wand ihrer kleinen Stadtschreiber-Klause eine riesengroße Papierskizze hängen sehen, mit Namen und Orten und bunten Pfeilen. Ein ziemlich kompliziertes Geflecht, für den Fremden ein seltsames Menetekel. Es war das Figuren- und Handlungsschema ihres ersten Romans „Moskauer Eis“, der dann im folgenden Jahr erschien.

Als ich jetzt ihren zweiten Roman „Walpurgistag“ las, für den sie heute den *Lotto Brandenburg Kunstpreis* erhält, dachte ich mir:

Wie muss wohl diese Skizze erst aussehen, ein völlig undurchdringliches Gespinnst von Linien und Pfaden, eine Verschlingung von zwanzig oder mehr Figuren in und um einander.

Ich weiß nicht, ob die Autorin sich für ihr Buch wieder so ein Schema angefertigt hat, aber ich selbst hätte es gern hin und wieder zur Hand gehabt, um nicht im Tempo und in der Vielfalt der Handlungen verloren zu gehen.

Wer Gröschners Bücher kennt, weiß: sie beziehen ihren Glanz nicht von ausgefallenen Erfindungen oder einer raffinierten Story, sondern vom Dokumentarischen, vom Reichtum der exakt recherchierten Biografien, von abseitigen, aber vielsagenden Dokumenten, vom Authentischen, das die Autorin zum Sprechen bringt.

Sie war und ist vor allem bekannt für ihre Poetik des Faktischen, für ihre Realitätserkundungen in Büchern wie „Parzelle Paradies“ oder „Heimatkunde Berlin“, und vielen weiteren, oder in ihrem neuen Buch über die Linie 4 (auf das ich schon sehr gespannt bin).

Diese Bücher haben neben dem Zauber des Details auch etwas Widersetzliches. Sie widersprechen der Tendenz, die Realität auf Hochglanz zu bürsten, und schürfen dagegen mit archäologischem Blick in den Erfahrungswelten des Alltags.

Mit „Walpurgistag“ ist ihr nun, das will ich hier behaupten, ein Meisterwerk gelungen. Wie Walter Ruttmanns Film „Symphonie einer Großstadt“ (1927) ist die Handlung auf einen Tag begrenzt. Der Roman erzählt 24 Stunden aus dem Leben einer Stadt. Berlin ist die Bühne, auf der zwei Dutzend Figuren einen Tag im Frühjahr 2002 bevölkern, genau gesagt den 30. April.

Die aristotelische Einheit der Zeit wird durch die des Ortes ergänzt. Die Handlung spielt fast ausschließlich innerhalb des S-Bahn-Rings, also in Berlins Mitte. Dort spielt sich das ab, was Kurt Tucholsky in einem Bonmot so fasste: „Berlin verbindet die Nachteile einer amerikanischen Großstadt mit denen einer deutschen Provinzstadt“.

In der Walpurgisnacht tanzen bekanntlich die Hexen und Geister. Bei Annett Gröschner sind es Berliner Sonderlinge, Abenteurer und Außenseiter. Unter ihnen sind Ruhelose und Getriebene, Verlorene und Verletzte, anarchistische alte Damen, Teenager und Träumer.

Die erzählte Welt ist überwiegend bevölkert mit Figuren aus dem „Prekariat“, meistens mit ostdeutschem Hintergrund: der Obdachlose (der früher – wohl – Stasi-Romeo war), die Pizza-Botin, die freiberufliche Dramaturgin oder die alkoholranke Künstlerin, der ehemalige Zirkus-Artist und der Friedhofsmusiker, der Taxifahrer oder eine obskure deutschtürkische Mädchengang. Noch aus „Moskauer Eis“ ist Annja Kobe bekannt, deren Vater sich selbst in der Tiefkühltruhe eingefroren hat – nun muss sie sich im Untergrund als Illegale durchschlagen.

Schon in den 1990er Jahren nannte sie in der Zeitschrift *Sklassen* eine Reihe von Zeitzeugengesprächen mit alten Berlinerinnen „Menschen an unserer Rückseite“. Annett Gröschner hat sich mittlerweile einen so reichen Fundus an Biografien und Schauplätzen erarbeitet und erschrieben, dass sie daraus buchstäblich aus dem Vollen schöpfen kann. Die Autorin zeigt sich hierbei als eine leidenschaftliche Erzählerin mit geradezu barocker Lust an Aus- und Abschweifungen, zuweilen auch am Burlesken und Karnevalhaftem, bis zum Skurrilen und zum Slapstick.

Was Annett Gröschner hier vorgelegt hat, ist ein polyphoner Roman, zusammengesetzt aus Splittern, Lebensschnipseln, Momentaufnahmen. Sie hat diese Polyphonie zu einem dokumentarischen wie auch künstlerischen Prinzip erhoben. Das Ergebnis ist ein urbaner, turbulenter, kapriolenreicher Realismus. Man könnte den Roman auch als eine Art „Reality-Oper“ bezeichnen, oder noch besser: -Operette.

Die Autorin fächert in multiplen Tonlagen ein Panorama vitaler Figuren auf. Die Einzelschicksale beziehen sich kaleidoskopisch, oder auch: reigen-artig, aufeinander. In lakonischer, zuweilen drastischer Sprache inszeniert der Roman eine Vedute, ein grandioses Stadtbild.

Mitunter wird auch grotesk zugespitzt: drei Ost-Rentnerinnen vom Kollwitzplatz sitzen wie in der Sesamstraße auf dem Balkon und kommentieren die Gegenwart, die für sie aus lauter Vergangenheiten besteht. Am Abend werden sie losgehen und den Porsche des neuen Hausbesitzers anzünden.

Natürlich stellt sich dieser stimmungswaltige Roman in die Tradition von Döblins Meisterwerk *Berlin. Alexanderplatz*. Wie bei der Biberkopf-Geschichte finden wir die Genauigkeit der Beobachtung vom unteren Rand der Gesellschaft her. Es sind dies Nachrichten von der boulevardabgewandten Seite des Lebens.

Ich weiß, nicht jeder Literaturkritiker mag diese Perspektive „von unten“, von den „Verlierern“. Manchem ist das zu unbürgerlich oder gar: zu „ostig“. Ich aber finde, es ist eine Stärke, die Gesellschaft so, aus dieser Perspektive, zur Kenntlichkeit zu bringen. Der junge Gerhart Hauptmann hat es getan – und dafür später den Nobelpreis bekommen. Die jüngere osteuropäische Literatur ist voll davon, und gewinnt daraus eine große soziale Tiefe: etwa bei Serhij Zhadan aus der Ukraine oder bei Edo Popović aus Kroatien – um nur zwei zu nennen.

In Annett Gröschners Figuren herrscht ein rebellischer Geist, der nicht zur Ruhe kommt, bei allen Niederlagen und allem „Loosertum“. Ein Geist, den Stephane Hessel in seinen Essays „Empört Euch“ und „Engagiert Euch“ neu beschworen hat. Ein Geist, der übrigens keineswegs nur berlinisch ist, sondern europäisch.

Es ist der Geist Voltaires, der in seinem „Candide“ die Welt beschrieb, wie sie sich ihm zeigte: grausam, absurd und randvoll mit Krieg, Mord, Folter, Verfolgung und Wahn, und dennoch endet mit dem berühmten Satz: „Aber wir müssen unseren Garten bestellen“.

So endet Annett Gröschners moderne Welt der großstädtischen Rand-Existenzen ebenfalls offen: „Dann verlor sich ihre Spur auf dem Stadtplan“.

Liebe Annett, ich gratuliere dir herzlich zu diesem Preis – und wünsche dir noch viele weitere...

Peter Böthig, 13.9.2012